

Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich
Band: 72 (2005)

Artikel: Das französischsprachige Zürich
Autor: Lappé, Andrée
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1045418>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gemischer Chor des Club Romand 1944 anlässlich eines Auftritts im Zürcher Hallenstadion.
(Foto Privatbesitz)

Das französischsprachige Zürich

Andrée Lappé

Die Welschen

Das französische Wörterbuch «Le Petit Robert» berichtet zu *velche ou welche*, als Hauptwort bedeute der Ausdruck «Fremder». Demgegenüber steht im neuen Duden unter «welsch», es handle sich ursprünglich um ein keltisches Wort mit der Bedeutung «keltisch», veraltet stehe dieses für «fremdländisch». Danach folgen Erläuterungen zu schweizerischen Eigenheiten, insbesondere hinsichtlich der «Schweizer mit französischer Muttersprache» und dem Welschland. Und sogar auf das Welschkraut wird hingewiesen, welches an der Limmat als «Wirz» angeboten wird. Man lernt nie aus! Doch die Welschen bezeichnen sich weder in Genf noch in Zürich als *Velches*, sondern als *Romands*. Und dies ist wiederum ein Riesenunterschied zu *Français*. Natürlich lernen die Kinder in den Schulen der Westschweiz ein korrektes Französisch und sind später in der Lage, Gedrucktes und Gesprochenes aus Frankreich zu verstehen, trotzdem ist ihr Französisch ein wenig anders, auch die Körpersprache ist mit jener der Franzosen und Belgier nicht identisch. Sprache ist ein wichtiger Bestandteil der Identität, zudem kommt vieles auf Nuancen an. Zürcherinnen und Zürcher täuschen sich da selten, meist spüren sie sehr rasch, ob sie es mit einer Person aus der Westschweiz oder aus Frankreich zu tun haben.

Die *Suisses romands*¹ haben für ihr Sprachgefühl zusätzlich zum weltmännischen Französisch aus Paris noch eigene Wurzeln, und die sind älter als die Académie française (die unter anderem über die Rechtschreibung befindet) und werden auch nicht vom Wortschwall, der aus Radio und Fernsehen aus Paris über die Grenzen quillt, hinweggeschwemmt. Der Duden weist wohl auf die richtige Spur: wir *Romands* sind dem galloromanischen, zu dem sich noch Burgundisches gemischt hat, näher geblieben als die «Lateiner». Und tatsächlich, niemand käme auf die Idee, einen Fribourgeois oder Waadtländer, ja nicht einmal einen Genfer, als «latin lover» zu bezeichnen! Somit steht nun wohl fest: Die *Romands* sind vom Wesen her keine Lateiner, und sie fühlen sich, im Sinne von *velche*, weder in Lausanne noch in Zürich als «Fremde», auch wenn sie es – meist schmunzelnd – akzeptieren, von den Deutschschweizern als «Welsche» bezeichnet zu werden.

Französisch – eine Herzensangelegenheit?

Diesem Beitrag liegt keine historische oder linguistische Forschungsarbeit zu Grunde; ich schöpfe vor allem aus meinen Erinnerungen, den eigenen Erfahrungen und dem Kontakt mit vielen Welschen in Zürich. Meine Mutter war eine Waadtländerin aus

Yverdon; meine Muttersprache ist daher Französisch. Väterlicherseits stamme ich aus einer Familie, die im deutschen Sprachraum beheimatet ist, deren Mitglieder aber fast alle auch fließend französisch sprachen, egal, wo sie gerade wohnten.² Das gilt sowohl für die Männer und Frauen der älteren Generationen, die im 19. Jahrhundert jung waren, als auch für jene meiner Eltern. Von einer Urgrossmutter, sie hiess Emilie und war in Schaffhausen aufgewachsen, ist ein Poesiealbum auf mich gekommen. In einer wunderschönen, regelmässigen Schrift hat sie Gedichte und Aphorismen notiert: auf Französisch in der uns geläufigen Handschrift, die deutschsprachigen Texte hingegen schrieb sie mittels der alten deutschen Schrift auf. Die Namen einiger der genannten Dichter sind mir nicht ganz unbekannt, andere waren wohl nur zu Emilies Zeiten *en vogue*, und bei etlichen Autorinnen nehme ich an, dass es sich um Freundinnen gehandelt hat. Zudem hat sie vermutlich sowohl auf Deutsch als auch auf Französisch eigene Gedichte festgehalten, fehlen doch da und dort Autorennamen. Für Städter war in der deutschen Schweiz und in Deutschland in Familien, die etwas auf eine gute Bildung hielten, Mehrsprachigkeit sehr erstrebenswert; es wurde keine Mühe gescheut, Sprachen gründlich zu erlernen. Die Zürcherin Anna Schulthess zum Beispiel, die spätere Ehefrau Heinrich Pestalozzis, sprach fließend französisch.

Französisch hatte lange Vorrang vor allen anderen Fremdsprachen, denn es war die Sprache der Künste, der Diplomatie, der Konversation, der Mode und der Gastronomie. Sogar der Preussenkönig Friedrich der Grosse verfasste seine Gedichte in französischer Sprache und soll deutsch nur sehr fehlerhaft geschrieben haben. Um im Salon, elegant gekleidet und frisiert, mit Nonchalance über die schönen Dinge des Lebens parlieren zu können, war es gut, man sprach – oder mindestens verstand – französisch. Aber natürlich nicht nur das: die meisten philosophischen und politischen Entwürfe, die Freiheit und Gerechtigkeit auszudrücken suchten und damit die Befreiung von einschränkenden sozialen Normen und Bräuchen des Ancien Régime in Gang setzten, wurden im Laufe der letzten drei Jahrhunderte zunächst in französischer Sprache verfasst, so 1789 die Deklaration der Menschenrechte. Mit Übersetzungen konnte man sich nicht zufrieden geben, man wollte an den Quellen trinken. Zu diesen Quellen gehörten auch die Schriften des in Genf geborenen Jean-Jacques Rousseau (1712–1778), dessen angeblicher Aufruf «zurück zur Natur» und Vorschläge zu neuen Formen der Erziehung weit über seine eigene Zeit hinaus eine grosse Wirkung ausübten.

Mindestens bis Mitte des 20. Jahrhunderts war Französisch in Zürich, Basel, Bern und anderen Orten der Deutschschweiz nicht irgendeine Fremdsprache unter vielen, sondern eine «Wunschsprache», ja wahrscheinlich in sehr vielen Fällen eine Herzensangelegenheit. Wem Französisch als Muttersprache in die Wiege gelegt worden war, wurde nicht beargwöhnt, sondern beneidet.

Brasserie federal

So heisst seit der Gesamtrenovation vor einigen Jahren eines der Bahnhofbuffets im Hauptbahnhof Zürich. Ich halte dies für eine geradezu geniale Bezeichnung für ... ja was denn? Für eine Bierschenke? Gewiss nicht, denn das würde Assoziationen zu



Logo der «Brasserie federal» – Produkt einer helvetischen Sprachvermischung?

deutschen Bieren wecken und das wäre völlig falsch, schenkt die «Brasserie federal» doch ausschliesslich schweizerische Brauprodukte aus; in einer Auswahl von mehr als hundert verschiedenen Sorten. Ein «Schweizerisches Bier-Restaurant» also – auch das trifft die Sache nicht ganz, denn da liegt zu viel Gewicht auf dem längeren Wort «Restaurant»³ – wo doch Bier das Besondere ist. Wohl werden an diesem menschenfreundlichen Ort auch Speisen angeboten, doch eher als Beilage zum Bier und nicht umgekehrt. Natürlich wurde anfänglich gemeckert, «Brasserie federal» enthalte gleich drei Fehler, denn «Brasserie»⁴ sei weiblich, und so müsse am Schluss von federal ein «e» her, während auf die beiden «e» je ein Egü-Strichli gehöre. Das wäre korrekt, aber irreführend, denn so bekäme die Brasserie fédérale einen betont französischen Anstrich und dem entspricht sie in Wahrheit nicht. «Federal» durch «eidgenössisch» ersetzen – zum Beispiel «Eidgenössische Bierstube» – das geht auch nicht, denn es handelt sich nicht um ein eidgenössisches Amt. Das Wort «Brasserie» ist für fast alle Passanten, an die sich die Einladung richtet, sich hinzusetzen und ein Bier zu trinken, identifizierbar. Das weisse Kreuz auf rotem Feld als Teil des Signets kann Ausländern einen Hinweis geben, was mit «federal» gemeint sein könnte. Für Schweizer, vor allem welscher Zunge, ist mit *confédéré* der Miteidgenosse gemeint.

In besonderen Fällen sind in Zürich die Egü-Strichli überflüssig. Das ist hier der Fall, wo das Frangsä federal auf sinnvolle Weise zur Anwendung gekommen ist. Diese eidgenössische Annäherung zwischen Deutsch und Französisch mag für ernsthafte Menschen ein Greuel sein, doch ist diese meist ungeschriebene Landessprache nicht ein heimlicher Reichtum? Denn zu ihrer Form und Eigenart gehören Toleranz, Nachsicht, Humor und nicht zuletzt auch ein Gefallen an der nicht eigenen Muttersprache – alles für ein erträgliches Zusammenleben unentbehrliche Eigenschaften! Man übernimmt gegenseitig dieses und jenes, wohl wissend, dass die Grammatik etwas zu kurz kommt, dafür wird uns warm um's Herz. *C'est heimelig*, sagen die Welschen, wenn sie in ihrer eigenen Sprache kein Wort für ein gemütliches, schweizerisches Ambiente finden.

Die Deutschschweizer sind sprachlich in der Regel kühner als die Westschweizer, wagen es eher, sich mit lückenhaften Kenntnissen und starkem heimatlichem Akzent in

einer fremden Sprache auszudrücken. Doch auch von den *Romandes* und *Romands* wird oft, um Zugehörigkeit zu markieren, ein verzweifelter Versuch unternommen, das Schulhochdeutsch mit Dialektworten zu ergänzen. Und selbstverständlich kennt die Umgangssprache unter den *Suisses francophones* etliche Lehnwörter aus der deutschen Schweiz, zum Beispiel *bletz*, respektive *blétse* (als Verb mit der Bedeutung «flicken»: *blétser*), *foehn* (Haartrockner), *schlaguer*, *schrouber*, *routcher*, *schprutzer*, *poutser*, *faire la poutz*, *ça schtink*, *yodel*, *schneegg*, *sourrièbes* (saure Rüben), *schwenzer*, *l'école*, *roesti*, *zwibac*, *breuquelis* (Brotwürfelchen), *un schlouke* und der auch von den *Romands* gern gespielte *yass*. Stauffacher stand wohl dem Necknamen für Deutschschweizer, den *Staufifres*, Pate.

Dieser Austausch der Worte stützt sich auf praktische Erfahrungen ab. Das «Welschlandjahr» gehörte für sehr viele in Zürich aufgewachsene Jugendliche zur Vorbereitung auf das Erwachsenenleben. Familien, die es sich leisten konnten, schickten ihre jungen Männer an den Genfer- oder Neuenburgersee – auch Neuveville war beliebt – in eine Sprach- oder Handelsschule; die Mädchen in ein Pensionat, wo ihr Schulfranzösisch noch einen letzten Schliff erhielt und das Führen eines Haushalts Hauptthema war. Jugendliche aus weniger begüterten Familien arbeiteten als Haushaltshilfe, Kindermädchen, auf Bauernhöfen, in Weinbergen und Gewerbebetrieben. Nicht im gleichen Ausmass, aber doch als eine gängige, akzeptierte Form der Weiterbildung verbrachten auch Jugendliche aus der Westschweiz ein Jahr in der deutschen Schweiz. Diese Form der befristeten engen Kontakte, des Vermengens von Sprache und Kultur gibt es heute praktisch nicht mehr. Aber die Wirkung ist nachhaltig – viele Zürcherinnen und Zürcher der mittleren und älteren Generation sprechen recht gut französisch und erinnern sich meist mit Freude an ihr Welschlandjahr. Dies schafft ein gutes Klima für Immigranten aus französischsprachigen Gebieten.

L'Eglise réformée française de Zurich

Die «französische Kirche» ist ohne Zweifel das wichtigste Zentrum der Französischsprachigen in Zürich. Und dies seit 1685!⁵ Vom 3. Dezember 1683 bis Ende 1688 nahm die Stadt, die damals etwa 10'000 Einwohner zählte, vorübergehend 23'345 protestantische Glaubensflüchtlinge aus Frankreich, die Hugenotten, auf. Sie fanden Asyl bei Privaten und in dafür bereitgestellten Unterkünften, zum Beispiel im ehemaligen Kloster Selnau. Die meisten Flüchtlinge zogen nach einer Erholungspause weiter, über Schaffhausen nach Nord- und Ostdeutschland, in die Niederlande oder nach England. Am 12. September 1685 beriefen die Stadtbehörden Paul Reboulet, auch er ein Flüchtling, zum Pfarrer französischer Sprache. Für die Gottesdienste stand am Sonntag ab 11 Uhr das Fraumünster zur Verfügung. Am 14. Oktober 1685 fand in der Stadt Zürich der erste offizielle Gottesdienst in französischer Sprache statt.

Und seither gibt es sie, ohne Unterbruch, von Zürich⁶ gewählte und bezahlte reformierte Pfarrer, die für die hier ansässigen Reformierten französischer Sprache Gottesdienste in deren Sprache abhalten. 1709 bis 1834 fanden diese Gottesdienste in der so genannten Sommerhöri statt, einem dem Grossmünster-Kreuzgang zugewandten Raum, später, als die Gebäude um das Münster abgerissen wurden, im Chor des



Die Eglise française kurz nach Fertigstellung mit dem alten Friedhof im Vordergrund. (Foto Kirchenarchiv)

Grossmünsters, dann in der neuen Mädchenschule und 1860 bis 1902 in der damals ebenfalls neu erbauten Kapelle der Helferei.

Die Zeit der Hugenotten ist nicht vergessen, aber längst vorbei; es gibt in Zürich keine Nachfahren der einstigen Flüchtlinge mehr; der letzte soll 1821 verstorben sein. Mitte des 19. Jahrhunderts lebten fast keine Franzosen mehr in Zürich; Westschweizer erst sehr wenige. Aber treu, wie einst versprochen, hielt das protestantische zürcherische Staatswesen – Stadt und Kanton – eine schützende Hand über die sehr klein gewordene Schar.

Mit der wirtschaftlichen und industriellen Entwicklung, dem Bau der Gotthardbahn etc. veränderte sich die Stadt. Auch das kulturelle Leben mit Musik, Theater, Oper blühte auf, die Zürcher Universität und die ETH wurden gegründet. All dies schuf neue, attraktive Arbeitsmöglichkeiten und zog viele Menschen aus der umgebenden Landschaft, aus anderen Kantonen und auch aus dem Ausland an. 1850 hatte Zürich 41'585 Einwohner,⁷ 1900 waren es bereits viermal so viel: 168'021, davon 2'745, die Französisch als ihre Muttersprache⁷ angaben. Viele davon waren in Zürich ansässig gewordene Männer und Frauen aus der Westschweiz, die 1895 einen Verein mit dem Ziel gründeten, eine eigene Kirche für französische Gottesdienste zu bauen. Zu günstigen Bedingungen konnten sie der Stadt auf dem Gelände des alten Friedhofs Hohe Promenade ein Stück Land abkaufen. Im Februar 1902 wurde die neue Kirche eingeweiht, im kommenden Jahr war Orgelweihe. Die Abschlussrechnung zeigt, dass alles in allem der Verein für den Bau und die Ausstattung der Kirche 277'978 Franken ausgegeben hatte – Budget eingehalten!

Ein bis heute wichtiges Datum ist der 26. Oktober 1902: eine Revision des Kirchengesetzes erlaubte zu Gunsten der französischen Kirche eine Ausnahme vom Territorialprinzip.⁹ Die französische Kirche erhielt öffentlich-rechtlichen Status und wurde als Kirchgemeinde voll in die Staatskirche integriert.

Die Mitglieder der frühen Kirchenpflegen der *Eglise réformée française de Zurich* waren fast ausschliesslich Angehörige bekannter, grosser Familien aus Genf, der Waadt und Neuenburg, die sich in Zürich niedergelassen hatten. So leitete Gustave Naville die neu geschaffene Pflege, unterstützt von den Herren Bovard, Campiche, Martin, Perret, Recordon, Schwyzer, Secretan und Vodoz. Wie eingangs erwähnt, war damals in Europa das Französische die Sprache Nummer eins, und aufstrebende Banken, Versicherungen und exportorientierte Industriebetriebe und Firmen, für die Frankreich und seine Kolonien wichtige Abnehmer waren, mussten in der Lage sein, Briefe, Verträge, Gebrauchsanleitungen etc. in einwandfreiem Französisch zu verfassen. Für gut ausgebildete Leute französischer Muttersprache gab es daher eine Vielfalt an Möglichkeiten, in Zürich Karriere zu machen. Zur Zeit, als ich konfirmiert wurde, war E. Marchand, Direktor der Rentenanstalt und ETH-Professor, Präsident der Kirchenpflege. Er hatte dieses Amt während siebzehn Jahren ausgeübt und dank seiner starken Persönlichkeit den «Stil», das Klima dieser Kirche stark geprägt. Das will nun aber nicht bedeuten, dass sich in der *Eglise française* einzig eine exklusive, elitäre Gruppe zusammenfand. Soweit ich das beurteilen kann, war sie stets eine sehr offene Kirche, die sich auch mit Pechvögeln verschiedenster Art und mit Leuten, die mehr auf der Schattenseite lebten, sehr solidarisch verhielt. Allerdings, eine gewisse Vornehmheit war und ist ihr auch heute noch nicht abzusprechen. Etwas Patina, eine liebevolle Berücksichtigung guter, alter Gewohnheiten wie Höflichkeit, Achtsamkeit, dezentes Verhalten schliesst aber Herzlichkeit und auch Frohsinn keineswegs aus.

Die Jugendlichen aus der Westschweiz, die ihr «Deutschjahr» in Zürich verbrachten, wurden von der *Eglise française* mit grossem Einsatz betreut. Sie fanden hier bei Bedarf Rat und Unterstützung, vor allem konnten sie in den für sie hergerichteten Räumen, in unterschiedlichen Klubs und Zusammenschlüssen ihre Freizeit verbringen. Enge Beziehungen bestanden zum «Glockenhof» und den dort tätigen Vereinen (Christlicher Verein Junger Männer), von denen es für Jugendliche beiderlei Geschlechts französischsprachige Gruppen gab.

Die Kirche hat keinen Glockenturm, aber über dem Haupteingang ist als Symbol dieser Gemeinschaft ein eiserner Anker an der Fassade befestigt. Für Französischsprachige, die vorübergehend oder für längere Zeit in Zürich sind, ist dieses Haus wahrlich ein Ankerplatz, wo sie innehalten und ihr Schiff festmachen können. Wie in einem guten Hafen werden sie sich rasch zurechtfinden, anderen Menschen begegnen und sich mit Lebenswichtigem eindecken können.

Der sonntägliche Gottesdienst knüpft durch die Sprache, die Lieder und Inhalte an die eigene religiöse und geistige Herkunft an. Dabei ist es nicht unbedeutend, dass zwischen Zwingli und Calvin ein gutes Einvernehmen bestand – Unterschiede gab und gibt es sehr wohl, aber keine Gegensätze in der Liturgie und im Verständnis wichtiger Glaubensfragen, die das Klima vergiften könnten. Ein *après-culte*, ein «Chilekafi», findet nach jedem Gottesdienst statt. Viele haben einen längeren Heimweg und freuen sich über eine kleine Stärkung, doch weit wichtiger ist die Gelegenheit zu persönlichen

Kontakten, zu Gesprächen mit «Neuen» oder zu Vereinbarungen hinsichtlich weiterer Treffen, die unter der Woche oft in Räumen der Kirche stattfinden.

Erstaunlich viele Männer und Frauen, die für verschiedene Formen der Freiwilligenarbeit bereit sind, ermöglichen der Gemeinde eine grosse Zahl verschiedenster Aktivitäten. Und diese wiederum stärken die Gemeinschaft. Ich weiss, wie sich meine Mutter in der *Eglise française* sehr wohl fühlte; diese bedeutete ihr eine Art Heimat. Es entstanden Beziehungsnetze: zum Beispiel unter Frauen, die wie sie aus der Westschweiz durch Heirat nach Zürich gekommen waren und nur schlecht deutsch sprachen. Im «Hafen» dieser Kirche gediehen Freundschaften, die durch das gemeinsame Erleben immer wieder erneuert und vertieft wurden und oft ein Leben lang hielten.

Die französische Kirche hat die Möglichkeit, den Zusammenhalt zwischen der deutschen und der französischen Schweiz zu stärken – und sie tut es auch. Das gehört explizit zu ihrem Leitbild. Die Pfarrer und viele der Gemeindemitglieder verstehen sich als Botschafter der *Suisse romande* in Zürich und als Fürsprecher der deutschen Schweiz in der Westschweiz.

Ist das nun ein zu optimistischer Ton, um diesen Abschnitt abzuschliessen? Zugegeben, auch in der *Eglise française* ist die Zahl der Mitglieder rückläufig und das Durchschnittsalter steigend. Aber, *c'est la qualité qui compte*. Die beiden Pfarrer, ein Neuenburger und ein Chilene, wie auch die Mitglieder der Kirchenpflege, unter der kompetenten Leitung einer Synodalen, sind keine Freunde von Resignation und Traurigkeit. Die *Eglise française* ist eine sehr lebendige, kraftvolle Gemeinschaft geblieben – wenn auch schon längst, infolge fehlender Tenöre, ohne Kirchenchor. Aber sie hat seit einiger Zeit etwas ganz Neues: «*Les Messagers*»! So nennt sich ein Chor, bestehend aus etwas fünfzehn Frauen und Männern aus Senegal, Kamerun, dem Kongo und wahrscheinlich noch weiteren Ländern Afrikas. Durch ihr Singen und Trommeln bereichert diese Gruppe ab und zu die Gottesdienste und verleiht festlichen Anlässen mit ihren Kochkünsten einen besonderen Touch.

Mission catholique de langue française

In Zürich sind französischsprachige Katholiken erst seit Beginn des 20. Jahrhunderts etwas zahlreicher geworden. Das ist verständlich. Denn für Franzosen war die Schweiz in Friedenszeiten kein Einwanderungsland und für Altgläubige der Westschweiz Zürich kein Ort der ersten Wahl, wenigstens nicht bis zur Krise der dreissiger Jahre. Zwischen den vorwiegend urban orientierten Bevölkerungen reformierter Kantone der Westschweiz und Zürich gibt es zahlreiche Berührungspunkte, die über das Konfessionelle hinausgehen, denn die kulturellen Hintergründe sind einigermassen vertraut. Auch Arbeitsmöglichkeiten gab und gibt es gleichwertige hüben und drüben und somit auch ein Kommen und Gehen. Mit den mehr ländlichen oder gar alpinen Gebieten im Wallis, im Kanton Freiburg und jenen im Jura liegen die Dinge anders. Abgesehen von Ferien und Sport gab es früher kaum gemeinsame Interessen. Zudem sahen es die Priester nicht gerne, wenn ihre «Schäfchen» mit Reformierten in engeren Kontakt traten. Wer Verdienstmöglichkeiten ausserhalb seines Dorfes suchen musste, blieb wenn möglich im gleichen Sprachraum. In neuerer Zeit sind die Unterschiede

zwischen Stadt und Land geringer geworden, die konfessionellen Gegensätze haben an Bedeutung verloren. Das zeigt die Geschichte der *Mission*.¹⁰

Erst ab 1899 werden von einem Pater aus dem Kloster Einsiedeln sporadisch in Zürich für die hier ansässigen Katholiken Messen und Predigten in französischer Sprache abgehalten. Ein an der Hochschule für die Studentenseelsorge tätiger Jesuit übernahm dieses Amt von 1918 bis 1922. Seit 1922 stand den französischsprachigen Katholiken die Krypta der Kirche St. Anton zur Verfügung; ihre Zahl nahm zu, bald formierte sich eine Gruppe, die regelmässige katholische Gottesdienste wünschte. Sie baten den Bischof von Chur, ihr einen Priester zuzuweisen. Offenbar schien diese Bitte als nicht allzu dringend, denn es wurde ein junger Priester namens Kaufmann, damals noch Student in Rom, für diesen Posten bestimmt. Zunächst hatte dieser in Paris sein Französisch aufzupolieren. Am 26. Oktober 1924 hielt er seine erste Messe in der Krypta der Kirche St. Anton. Dieses Datum gilt als die Geburtsstunde der französischen katholischen Gemeinschaft in Zürich. 1938 wurde sie durch ein aus Laien bestehendes «Komitee» juristisch verankert.

Die Suche nach Versammlungsräumen gestaltete sich schwierig. Eine Altliegenschaft an der Hottingerstrasse bot ab Januar 1945 der *Mission*, wie die Gemeinschaft kurz genannt wird, ein eigenes Zuhause. Doch die Freude währte nicht sehr lange: 1957 informierte die Stadt über ihren Plan, das Haus zur Verbreiterung der Hottingerstrasse abubrechen. Für das «Komitee» und den damaligen Priester Henri Joliat war nun klar: das Projekt für ein eigenes, neues Haus mit Kirche und Räumen für das Gemeindeleben musste endlich vorangetrieben werden. Der Bischof von Chur und der Generalvikar von Zürich unterstützten das Vorhaben. Abbé Joliat und der damalige Präsident der *Mission*, Prof. Charles Barbezat (Rektor am Freien Gymnasium), mussten mit Beharrlichkeit und Optimismus einen grossen Einsatz leisten, denn es stellten sich viele Hindernisse in den Weg. Trotz Rückschlägen und sogar Wetterpech konnte die neue Kirche, die *Eglise de la Sainte Famille*, an der Hottingerstrasse 38 am 9. Januar 1966 feierlich eingeweiht werden.

Im zweckmässig eingerichteten Haus befindet sich ein stimmungsvoller Gottesdienstraum, geprägt vom Glaskunstwerk von Paul Monnier, welches wie ein Band die Wand hinter dem Altar schmückt. Seit etwa zehn Jahren wird die *Mission* von Dominikanern geführt.

Taufen sind hier häufiger als Beerdigungen.¹¹ Viele junge Familien¹² beteiligen sich am Leben der *Mission*. In der vergleichsweise kleinen Gemeinde empfangen jährlich mehr als zehn Kinder die erste Kommunion. Der religiöse Unterricht erfasst laufend um die sechzig Kinder und Jugendliche verschiedener Altersstufen zwischen sechs und fünfzehn Jahren. Vierzehn Katechetinnen und Katecheten, die zu einem guten Teil Unterricht im *Lycée français de Zurich*¹³ erteilen, stehen dem dafür verantwortlichen Dominikanerpriester zur Verfügung. In einer für die Eltern bestimmten kurzen Übersicht über Inhalt und Ablauf der religiösen Erziehung wird ausdrücklich auf den ökumenischen Geist hingewiesen.

Zwischen der *Eglise française* und der *Mission catholique* ist Ökumene kein leeres Wort. Zu manchen Festen wird gegenseitig eingeladen, der Weltgebetstag der Frauen gemeinsam gefeiert.

Was Zahlen und Beobachtungen belegen

Mit den beiden vorangegangenen Abschnitten will ich nicht den Anschein erwecken, die französisch sprechenden Minderheiten in Zürich seien besonders fromm. Allerdings vermute ich, dass sie sich etwas enger um ihre Kirchen scharen, als sie dies als Einheimische an ihrem Herkunftsort tun würden. Aber das lässt sich natürlich nicht beweisen.

Klare Auskunft geben einzig die Ergebnisse der Volkszählung: zum Beispiel über die Muttersprache. Die Frage nach der Muttersprache (seit 1990 wird nach der Hauptsprache gefragt) ist deshalb so wichtig, weil der Heimatort oder das Bürgerrecht verheirateter Frauen meist nicht mit ihrer eigenen, ursprünglichen Identität übereinstimmt. Auch bei nicht durch Heirat eingebürgerten Personen ist der frühere Heimatort meist nicht mehr ersichtlich.

Gesamthaft nimmt die Wohnbevölkerung nach einer rasanten Entwicklung, die 1960 mit 440'170 Einwohner/innen einen Höhepunkt erreichte, ständig ab. Im Jahr 2000 betrug sie noch 363'273 Personen. Im gleichen Zeitraum nahm die Zahl der Einwohner/innen, die Französisch als ihre Muttersprache respektive Hauptsprache bezeichneten, um gut ein Drittel ab: von 12'226 auf 7'746. Tabellen zeigen, dass dieser Rückgang nur die französischsprachige Schweizer Bevölkerung betrifft, die von 11'239 im Jahr 1960 auf 5'518 im Jahr 2000 zurückging. Die Zahl der französischsprachigen Ausländer/innen hingegen stieg seit 1960 von 987 auf 2'228 im Jahr 2000 an und hat sich somit mehr als verdoppelt.

Das ist auf Anhieb erstaunlich, weil man zunächst an Franzosen denkt und sich einen solchen Anstieg nicht erklären kann. Doch wer im *Lycée français* in Gockhausen unterrichtet, weiss zum Beispiel, dass dort nicht nur Kinder französischer Eltern die Schule besuchen, sondern auch Kinder, deren Eltern aus Kanada, Nordafrika und dem Nahen Osten (insbesondere aus dem Libanon und Syrien) in die Schweiz gekommen sind. Die französische Sprache und Kultur geniesst bei ihnen hohes Ansehen; diese Tradition wollen sie für ihre Kinder nicht verlieren. Und wir hören es alle im Tram und in der S-Bahn: Afrikanerinnen und Afrikaner sprechen unter sich und am Handy häufig französisch. Das bedeutet: Das französischsprachige Zürich wird bunter, aber die Zahl der Frankophonen nimmt ab. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung, der 1960 noch 2,8 Prozent betrug, ist im Jahr 2000 auf 2,1 Prozent gesunken, nicht zuletzt auch deshalb, weil die zweite Generation der Immigranten aus der Westschweiz, das heisst all jene, die als Kind in Zürich zur Schule gegangen sind, in den meisten Fällen inzwischen Deutsch als ihre Hauptsprache bezeichnen.

Das Auf und Ab der geglückten Integration

Einige Vereinigungen, welche die Gemeinschaft unter Gleichsprachigen pflegen, haben ein ähnliches Alter und einen ähnlichen soziokulturellen Hintergrund wie jene Kreise, die den Bau der *Eglise française* veranlassten. Der *Club Romand de Zurich* zum Beispiel wurde 1889 gegründet, der *Cercle Suisse Français* 1904. Die älteren Vereine, zu denen auch der 1939 ins Leben gerufene gemischte Chor *La Chanson Romande* gehört,

erlebten ihre erste Blütezeit zweifellos während ihrer Gründungsjahre, eine weitere, als Zürich nach dem Zweiten Weltkrieg erneut einen starken Aufschwung nahm. Der *Club Romand* zum Beispiel hatte eine Theaterspielgruppe und einen gemischten Chor, mit denen zu glanzvollen Veranstaltungen eingeladen werden konnte. Ein Höhepunkt der Saison war jeweils der grosse Ball. Damals (ab 1942) war Dr. Emil Landolt Stadtrat, von 1949–1966 Stadtpräsident von Zürich. Er kam an jede grössere Veranstaltung, um die Grüsse und Glückwünsche der Stadt zu überbringen. Er tat dies mit Freude und Begeisterung, strahlte, lachte, feierte mit und liess die *chers Romands* wissen, dass er sie gern habe. Und so war es wohl auch. Die *Romands* hatten keine Zweifel an seiner besonderen Zuneigung ihnen gegenüber. Er wird gewiss auch die Tessiner, die Bündner und andere Zugewanderte in sein grosses Herz geschlossen haben. Ob man zu einer Gemeinschaft gehört oder nicht, ist vor allem eine Frage der zwischenmenschlichen Beziehungen. Daher hat der «Stapi» enorm viel dazu beigetragen, dass sich Zugewanderte in Zürich zu Hause fühlen durften. Diese Herzlichkeit ist in den Erinnerungen verankert, und mir scheint, sie habe den Umgang zwischen den Zürcher Behörden und «ihren Welschen» nachhaltig geprägt.

Der *Cercle Suisse Français* hat vor vier Jahren seinen Namen geändert und heisst nun *Cercle Francophone de Zurich*. Der Verein hat sich geöffnet und bietet auch Frankophonen, die nicht aus der Westschweiz kommen, ein ansprechendes Freizeitprogramm. Noch bestehen einige ältere Quartierfrauengruppen, wie jene in Höngg, Wollishofen oder in Zürich-Nord (*Les dames d'Örlikon*). Und für Männer gibt es eine welsche Gruppe bei den Kiwanis. Im *Club Romand* treffen sich heute nur noch wenige, ältere Leute.

Die *Alliance française de Zurich*¹⁴ hat die kulturelle Präsenz Frankreichs zum Ziel. Mitglieder haben Zugang zu einer gut bestückten Bibliothek und erhalten Einladungen zu kulturellen Anlässen verschiedener Art. Die *Alliance* bietet Sprachkurse an, die mit einem anerkannten Diplom abgeschlossen werden können.

Gab es früher noch einen gewissen Graben zwischen Bürgerinnen und Bürgern der *Grande Nation* und den Welschen, so sind heute auch diese Gegensätze nicht mehr von Belang. Typisch für die Durchmischung ist eine neue, kulturell interessierte Gruppe, die unter www.auxartsetc.ch im Internet auftritt. Sie informiert über Filme und kulturelle Anlässe in französischer Sprache und führt eine Agenda der ihr von Vereinen und Institutionen gemeldeten Veranstaltungen in Zürich und Umgebung.

Sprache und Herkunft haben ihre Bedeutung als etwas Verbindendes nicht verloren. Aber alles ist lockerer, beweglicher geworden. Ein stures Weitergeben von Traditionen, das Ein- und Ausgrenzen, sind ausser Kurs. Dass ein Mensch mehr als nur eine Identität hat und lebt, ist nichts Aussergewöhnliches mehr.

Die französisch sprechende Bevölkerung fühlt sich wohl in Zürich. Und weil alles auf einem Geben und Nehmen beruhen sollte, hoffe ich, dass ihr Beitrag zum Wohlergehen dieser Stadt unter anderem darin besteht, den Stadtbewohnerinnen und -bewohnern den Zugang zur französischen Sprache und damit zu einer mehrsprachigen Dialogfähigkeit als bereichernde Lebenskunst zu erleichtern.

- 1 Nebenbei noch eine weitere, schöne Nuance: *Suisse romande* analog zur *Suisse allemande*; aber eben gerade nicht *la Suisse romane*, wie es für romanisierte Gebiete ebenso korrekt hätte heissen können.
- 2 Damit der deutsche Familienname Lappe auch in der Westschweiz richtig ausgesprochen wird, schreiben sich die Nachfahren eines dort ansässig gewordenen Auswanderers «Lappé».
- 3 Dieses ist ja so wenig wie Buffet ein rein deutsches Wort.
- 4 *Brasser* bedeutet im Welschland auch durcheinander mengen, verrühren; zum Beispiel *brasser une salade*, Salat mischen, mit der Salatsauce vermengen.
- 5 «D'hier à aujourd'hui: coup d'œil sur trois siècles d'histoire 1685–1985»: eine Broschüre, die von der Kirchenpflege der *Eglise réformée française* 1985 zum 300-Jahr-Jubiläum herausgegeben wurde.
- 6 Entsprechend der Zürcher Gesetzgebung stand die Wahl bis zur Gründung einer eigenen Kirchenpflege wechselnden weltlichen und später kirchlichen Behörden der Stadt oder des Kantons zu.
- 7 Quelle für diese und alle weiteren Angaben zur Wohnbevölkerung der Stadt Zürich (Ganzzahlen, nach Konfession oder Muttersprache): Statistik Stadt Zürich, Volkszählungsergebnisse.
- 8 Die für statistische Zwecke verwendete Definition umschreibt Muttersprache als «Sprache, in der man denkt und die man am besten beherrscht». Doch wird nicht nach Dialekten und Mundarten gefragt, sondern nach der Schriftsprache (zitiert aus Zürcher Statistische Nachrichten, Heft 3, 1983).
- 9 Grundsätzlich ist man Mitglied jener Kirchgemeinde, in deren geografischem Umkreis man wohnt. Die französische Kirche kann nicht «Gemeindekirche» für das Quartier im Gebiet der Hohen Promenade sein. Deshalb musste im Kirchengesetz eine Ausnahme gemacht werden. Mitglieder der *Eglise réformée française de Zurich* sind französisch Sprechende, wohnhaft im Kanton Zürich, die einen formellen Eintritt erklären. Als Reformierte bleiben sie aber «automatisch» – im Sinne der «Volkskirche» – Mitglied der Kirchgemeinde ihres Wohnortes. In Winterthur finden seit 1889 normalerweise zweimal monatlich reformierte Gottesdienste in französischer Sprache statt, wenn möglich mit einem Theologen aus der Romandie, seit 1930 mit einem eigenen Pfarrer. Die beiden Kirchen Zürich und Winterthur waren lange eng miteinander verbunden. Seit 1964 ist die französische Kirchgemeinde Winterthur autonom, ihr Pfarrer für den Norden des Kantons zuständig.
- 10 Broschüre der Mission catholique de langue française, Zurich: 50 ans de la Mission.
- 11 Rétrospective de la vie paroissiale, juin 1999–juin 2000.
- 12 La catéchèse des enfants à la Mission: «La Mission est riche de ses nombreuses familles avec enfants, venant d'horizons différents. Nous leur offrons un parcours de catéchèse centré sur la proposition de la foi catholique dans un esprit d'ouverture et d'œcuménisme.»
- 13 Vom französischen Staat getragene Schule, in der ausländische Kinder die obligatorische Schulzeit in französischer Sprache absolvieren können.
- 14 Vom französischen Staat geförderte kulturelle Aktivitäten für Liebhaber der französischen Sprache, mit dem ebenfalls international tätigen deutschen «Goethe-Institut» vergleichbar.